

HOLGER SIEMANN  
Arbeit und Streben

## *Buch*

Alles wird gut – zumindest für die Familie Schöne im ostdeutschen Görlitz. Im Frühling wird die zu DDR-Zeiten enteignete Villa wieder hergestellt sein und drei Generationen beherbergen. Für das Familienunternehmen Schöne-Plastik ist nach Jahren wirtschaftlicher Gratwanderung endlich Erfolg in Sicht. Grund genug, für Verwandte und Freunde einen großen Ball zu geben. Doch bei Christa, Geschäftsführerin der Firma und Enkelin des Gründers, will sich keine Freude einstellen. Sie fühlt sich ausgebrannt. Der Firma hat sie ihr privates Glück geopfert, und ihre Träume hat sie weggesperrt. Auch andere Familienmitglieder hadern mit Lebenslügen und nostalgischen Illusionen. Vater Friedrich tröstet sich mit DDR-Reliquien über den Verlust politischen und unternehmerischen Einflusses hinweg. Christas Bruder Gerhard hat sich in einem Gespinst buchhalterischer Lügen verfangen und spielt ein gefährlich falsches Spiel. Christas Tochter Cornelia hat politische Ambitionen, die einige Nummern zu groß für sie sind. Und dann ist da noch ein höchst irritierender Besuch aus Südafrika, der sich in der Schöne-Villa ankündigt.

## *Autor*

Holger Siemann wurde 1962 in Leipzig geboren und war NVA-Offizier. Nach der Wende hat er in Berlin, Bern und Zürich als Theater- und Filmschauspieler gearbeitet, später an der Humboldt-Universität Jura und Soziologie studiert. Heute lebt er als freier Autor in Berlin. »Arbeit und Streben« ist sein erster Roman.

Von Holger Siemann außerdem lieferbar:

Karlas Versuch, die Welt zu verbessern. Roman  
(geb. Ausgabe, C. Bertelsmann 00931)

Holger Siemann

---

Arbeit  
und Streben

Roman

**GOLDMANN**



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher  
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2009

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2006

by Holger Siemann

Copyright © dieser Ausgabe

by C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Visum / buchcover.com / JBM

IK · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46864-5

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Uli, Christa und alle wahren Görlitzer*



MONTAG, 12. APRIL

*Weißer Kies auf allen Wegen,  
Johannas Traum*

Johanna lehnt sich gegen den Kellertürpfosten, weil ihr Rücken schmerzt. Von unten steigt Schimmelgeruch in ihre Nase.

Was zu viel ist, ist zu viel. Der Mann muss wahnsinnig sein, dass er jeden Wisch aufbewahrt: 18 kohlschmutzige, halb auseinander fallende Kartons und eine grün gestrichene Stahlblechkiste. Sie ärgert sich dermaßen, dass sie beinahe vergisst, wie sehr sie sich auf den Ball freut und wofür sie die ganze Schufterei auf sich nimmt.

Roman steigt die steile Treppe aus dem Heizungskeller nach oben und hievt im Flur des Souterrains den nächsten Pappkartonklumpen auf ihre Sackkarre.

»Vier noch und die Munitionskiste!«, keucht er.

Sven Scherwonny in seinem frochgrünen Overall blickt nicht von seinen Formularen auf, bloß keinen Handschlag zu viel! Nur zu gern würde sie dem Burschen mit seinem, ihm von der Heizungsverordnung verliehenen, längeren Hebel auf die faulen Finger dreschen.

Roman hilft ihr, die Karre auf die Räder zu kippen, dann rollt sie den Karton bis zur Gartentür und nach draußen, wo die Gehwegplatten unter ihren Füßen hin und her wackeln wie ein morsches Schiffsdeck. Sie hat Friedrich damals gleich gesagt, er soll den Quatsch lassen, aber irgendein Bezirksbonze mit Aktueller Kamera wurde erwartet – »schnell, schnell!«, hieß es da, Platten auf die Erde, der nächste Regen kommt erst nach der Delegation, sie mussten ja immerzu steigern und erhöhen, außen hui und drunter hohl.

»Das Sein bestimmt das Bewusstsein«, hat Friedrich dazu kluggeschissen, und in diesem Fall gibt sie ihm ausnahmsweise Recht: Auf den Platten latscht es sich »plump«, »plump«, »plump« – die gepflegten Kieswege zwischen den Rosenrabatten des Parks dagegen, auf denen Fräulein Kohl sie in ihrem ersten richtigen Ballkleid und Schnürstiefeletten mit Absatz den »würdigen Schritt« hat üben lassen, zwangen zu aufrechter Haltung, man musste mit dem Fuß die Balance fühlen.

Weißer Kies auf allen Wegen bis hinunter zur Bautzener Straße, das wäre ihr Traum. Allerdings ist darin auch die altersdunkle Remise abgerissen, wird der Park von einem schmiedeeisernen Gitter begrenzt und leuchtet die Außenfassade der Villa in originaler Pracht, mit Stuck und marmornen Engeln an der Beletage und allem Drum und Dran!

Friedrich würde den Mund nicht wieder zukriegen.

Sie kippt die Kartons mit Schwung auf die Wiese zu den anderen und bleibt kurz stehen, um zu verschnauften und die neue Zahnprothese, die sich immerzu lockert und in die Zunge schneidet, fest an den Gaumen zu saugen.

Verblichene Aufkleber lösen sich von der Kartonpappe und segeln ins Gras: »DEWAG« und »Bautzener Senf« steht darauf und »24 Stück Haushalttrichter, VEB Plaste und Elaste Görlitz, EVP 1,65«.

Wie oft hat sie Friedrich gesagt, dass er seinen Krempel aus dem Heizungskeller räumen soll, wenigstens aussortieren, niemand kann alles aufheben. Warum krallt der Kerl sich fest an Kram, den andere nicht mal geschenkt haben wollen?

Ob der alte Bolschewist Waffen für die Weltrevolution in seiner Munitionskiste versteckt? Das Schmunzeln vergeht ihr sofort, denn wie zur Strafe für ihre müßigen Gedanken sticht die Arthrose heiß und heftig im rechten Fußgelenk.

Sie muss weiter, in Bewegung bleiben, die Sackkarre vor sich her, den wackligen Plattenweg zurück, und an den Kanten schön die Füße heben – denn in ihrem Alter fällt man, wenn man fällt, gern mal gleich ins Grab –, durch die Gartentür mit



der losen und stets klappernden Scheibe, zur Stufe, zur Keller-  
treppe, geschafft.

Romans T-Shirt ist vom Schweiß dunkel gefleckt. Der Junge ist für einen Achtzehnjährigen kräftig, aber sie lässt ihn ungerne grobe Arbeiten verrichten. Vom schweren Gewicht werden seine Finger steif, und nachher kann er vor lauter Zittern nicht mehr an der Venus weitermalen, und wenn das Deckengemälde nicht spätestens Ende dieser Woche gefirnisst ist, gerät ihr Zeitplan ins Rutschen – und, und, und schon wieder ist sie dabei, mehr Ärger als Freude angesichts des Balles zu empfinden.

Und bloß, weil Friedrich nicht pünktlich ausräumt. »Bis Mittag«, hatte er versprochen und nun ist es schon gleich elf und weit und breit keine weiße Bartstoppel zu sehen.

Wie soll sie bloß fertig werden?

In anderen Familien ist es der Mann, der das Haus baut und in Abendgesellschaften repräsentiert, ihrer treibt sich in der Welt herum und wird nicht fertig mit dem Wunder, dass sie sich ohne ihn weiterdreht.

Die nächste Fuhre. Zwei Kartons noch. Unter ihren Achseln tropft der Schweiß.

Gut, der Ball war nicht Friedrichs Idee, aber er hätte protestieren können.

Kurz vor Weihnachten, als sie – drei Generationen prosecco-  
beschwipster Schöne-Frauen auf dem Malergerüst – das große Fest beschlossen und den 8. Mai im Kalender rot umringt haben, war der Frühling noch weit entfernt. Ein Frühlingsball in der Schöne'schen Tradition sollte es werden, mit Buffet und Musik und Lakaien im Frack, mit hundert Freunden und Verwandten und illustren Gästen, mit einer feierlichen Rede und Tanz bis in den frühen Morgen – denn schließlich kann man in eine Villa nicht mit einer Bierkiste einziehen wie in ein gewöhnliches Eigenheim.

Und jetzt, vier Wochen vor dem Ball, schmelzen die verbleibenden Wochen zu einem Häufchen viel zu kurzer Stunden. Christa und Cornelia überschlagen sich nicht vor Eifer, sie ver-

lassen sich auf Oma. Die macht das schon, Oma hat das immer gemacht. »Haus, Hof und Kindergarten«, wie die Kroll zu sagen pflegte, darum hat sie sich ihr Leben lang gekümmert.

Na ja. Irgendwie macht sie's ja auch gern.

Aber sie muss die Zwingschraube fester drehen. Was wäre das für eine Einweihung, wenn ausgerechnet Christa ihre Wohnung in Königshufen noch nicht geräumt hätte und in die längst fertig gemalerten und hergerichteten Zimmer in der Villa gezogen wäre. Ihre Tochter zaudert und bemäntelt mit fadenscheinigen Begründungen die schlichte Tatsache, dass sie eigentlich nur Angst vor ihrem privaten Leben hat: »Geht gerade nicht. Nach der Umrüstung, nach der Monatsbilanz, nach der Auslieferung, vielleicht.«

Christa braucht einen Schubs.

Soll sie Roman bitten, ein bisschen nachzuhelfen?

Die Idee gefällt ihr.

Natürlich wird Christa sauer sein, wenn plötzlich Kaffeemaschine, Zahnbürste und Wecker nicht mehr am gewohnten Platz stehen, aber man muss ihr Laufrad nur anstoßen, dann läuft sie wie der Vater.

Letzte Fuhre. Roman lächelt mit schmerzverzerrtem Gesicht, als sie seine Hände nimmt und betrachtet: Rote Striemen ziehen sich über die Ballen.

Sie schaut ihn fragend an.

»Die Munitionskiste.«

Der froschgrüne Herr kann natürlich leider nicht helfen, er hat's mit dem Rücken. Und ausleeren?

Roman kriegt das Vorhängeschloss nicht auf.

Verdammt, jetzt muss sie aber mal laut fluchen, dahiere! Sie hasst dieses Gerümpel, das aus einer fünfminütigen Abnahme eine halbtägige Steinbruchschufferei macht und dann, als ob sie nicht für den geraden Weg schon alle Kraft braucht, soll der Umweg auch noch umsonst gewesen sein! Verflixt und sapperlot! Ein Albtraum ist das, ein böses Märchen!

Sven Scherwonny zuckt zusammen und nimmt es plötzlich

nicht mehr so genau mit den Vorschriften: »Weil Sie es sind! Bevor der Schornsteinfeger kommt, muss die Kiste aber weg sein.« Dabei hebt er oberlehrerhaft den Finger.

Einen Moment denkt Johanna, dass sie mit ihrer scharfen Keramikzahnprothese sein Fingerknöchelchen durchknacken könnte, doch sie wahrt die Haltung, dankt ihm artig und lädt ihn samt Freundin zum Ball ein.

Sie bringt die Sackkarre zu den Packerinnen in die Produktionshalle und bleibt auf dem Rückweg einen Moment stehen, biegt den Rücken durch und schaut über den Park zum Haus. Ein böiger Windstoß wirbelt die Blütenblätter der Apfelbäume wie Schneeschauer über die Wiese; die ersten Bienen summen verwirrt und hektisch, sie kommen kaum nach mit der in diesem Jahr früher als sonst anfallenden Arbeit.

Nach dem Ball, das nimmt Johanna sich fest vor, ist erst mal Schluss mit der Plackerei. Dann wird sie in ihrem wunderbaren Salon die Beine hochlegen und eine Decke bis über die Brust ziehen, Apfelschnitze kauen wie die Hultschiner Oma und die Hände an einer riesigen Teetasse wärmen.

Sie wird den Geräuschen im Haus lauschen: dem Knarren der Schritte auf den Dielen und Treppen, dem Plätschern des Wassers und dem Gesang in den Badezimmern, dem Durcheinander der Fernseh- und Radiosprecher und dem leisen Perlen von Chopins Polonaise Es-Dur, die Arnim irgendwo spielt, als sei er nicht gefallen und der Flügel nicht von den Russen geholt.

Sie wird sich aus Musäus' Märchen vorlesen lassen, die »Legenden vom Rübezahl« und »Die schöne Libussa«, und sie wird Friedrich bitten, ihr die Füße zu massieren. Na ja, der wird sich kaum so weit bücken können. Aber sie hat ja Kinder, Gerhard zum Beispiel und Christa, die nur leider beide niemals Zeit haben, oder Enkelinnen wie Judith, die sie allerdings besser nicht von den Hausaufgaben ablenkt. Und Cornelia? Da muss sie selbst lachen! Vorerst bleibt ein weißer Fleck an dieser Personalstelle ihres Traums.

Das Einzige, nimmt sie sich fest vor, was sie dann im Haushalt noch machen wird, ist Essen kochen. Zum Abend hin wird im Salon gedeckt, an der damastgedeckten Tafel sitzen Christa, Cornelia und ihr Freund Sebastian, Gerhard und Sabine, ihre Tochter Judith und jeweils Künstler, Freunde und Durchreisende, die anregend aus der großen Welt berichten, ach ja, und Friedrich natürlich. Alle parlieren und disputieren, bis sie die Deckel hebt und aus den Schüsseln der Dampf von Schweinebraten, Rotkohl und schlesischen Klößen steigt.

An warmen Tagen wird die Tafel auf die Wiese getragen. Die Urenkel toben unter den Apfelbäumen, Schritte knirschen im Kies, Bienen summen an der Lavendelrabatte entlang, sie sitzt auf einer Gartenbank und hält das Gesicht in die Abendsonne.

Ach ja. Aber die Arbeit tut sich nicht von allein.

Sie weicht die Reste der Klebefitzel, die von der Befestigung der Abdeckplane auf den Fensterrahmen zurückgeblieben sind, mit Waschbenzin ein und hat kaum angefangen, sie abzupuhlen, da kracht die Tür auf, und Gerhard trampelt in den Salon, schmerzhaft laut wie ein Bauer.

Er ruft: »Judith? Ist Judith hier?«

Sie puhlt stumm weiter und ignoriert das Rüpelbenehmen ihres Sohnes, der neben ihr stehen bleibt:

»Die Klassenlehrerin hat gerade eben bei mir angerufen, Judith fehlt seit der zweiten Stunde! Sie sollte die Informatik-Klausur nachschreiben, die hat sie nämlich bereits vergangenen Freitag unentschuldigt versäumt!«

Als müsse sie über alles Bescheid wissen, was im Haus passiert, und als läge sein Arbeitsplatz nicht 50 Meter entfernt schräg über den Parkplatz, nah genug, um sich häufiger nach seiner Tochter zu erkundigen und bei der Gelegenheit auch mal ein anerkennendes Wort über die Arbeit seiner Mutter zu verlieren! Aber nein, ichbezogen poltert er weiter:

»Ich dulde nicht, dass Judith bei diesem polnischen Romeo sitzt, statt in der Schule ... und du unterstützt dieses Verhältnis auch noch!«

Da reicht es ihr. Kraftloses Rasonieren ist etwas, das ihr Übelkeit verursacht. Mit Schärfe entgegnet sie: »Danke der Nachfrage, mein Lieber. Ich komme zurecht.«

Unter ihren Blicken strafft sich Gerhard, leichte Röte überzieht seine Wangen. Eigentlich ist er doch, trotz seiner leicht aufbrausenden Art, ein braver Junge.

Sie erklärt versöhnlicher, dass sie Judith keineswegs, wie er anzunehmen scheint, eine Entschuldigung geschrieben hat. Die Sitzungen für das Deckengemälde sind abgeschlossen, und wenn er mal aufhört, wie ein Hühnerhund auf dem Boden zu schnüffeln, und den Kopf hebt, kann er sich selbst davon überzeugen.

»Wieso hat die nichts an?«, entfährt es ihm, als sein Blick das Gemälde an der Decke trifft.

»Was sollte, deiner Meinung nach, die Venus in einer Allegorie der Liebe anziehen?«

»Aber warum Judith?«

»Ich hätte auch selbst Modell stehen können.«

Er starrt sie an und schüttelt den Kopf: »Das ist nicht komisch. Hier rennen deine Gäste herum und glotzen an die Decke und dann auf Judith... Sie ist erst fünfzehn!«

»Du kannst sicher sein, dass MEINE Gäste nicht rennen und glotzen! Außerdem ist das Gesicht der Venus nicht das von Judith, sondern nach einem Foto meiner Mutter gemalt.«

Er schaut sie verständnislos an, als wüsste er nicht, wovon sie spricht.

»Du weißt, dass deine Mutter eine Mutter gehabt hat?«

»Jaja... Er macht eine Bewegung um den Hals, keine sehr freundliche Geste, und schaut dabei um. Mit anerkennend verzogenen Mundwinkeln nimmt er wahr, was sich in den letzten Tagen im Salon verändert hat, und murmelt etwas in der Art von: »Sie schafft es tatsächlich!«

Sie folgt seinem Blick. »Wir haben die Planen von den Fenstern und die Schutzhüllen von den Messinggriffen genommen, das macht viel her. Aber frag nicht, was noch zu tun ist.«

»Was ist noch zu tun?«

Das findet jetzt mal sie nicht komisch. »Hast du die Musiker engagiert? Und was ist mit deinen Einladungen? Hast du sie verschickt?«

Er redet sich heraus. »Bin noch nicht dazu gekommen ...«

»Gerhard! Der Ball ist in vier Wochen!«

»Ja, ich weiß. Bloß keine Sorgen.« Er kämmt mit seinen gepflegten Händen durch die Haare, die an den Seiten schon deutlich ins Grau übergehen. »Meine Gästeliste ist fast komplett. Ich drucke die Einladungen morgen aus. Heute wird's nichts, ich muss vor der Dienstbesprechung noch die Jahresbilanz überarbeiten.«

»Und denk an das Personal, um das ich dich gebeten habe. Ich mache ein schlesisches Buffet, da gibt es alle Hände voll zu tun. Am liebsten hätte ich Goska, wie hieß sie nur weiter?, die kleine, aschblonde Packerin, die mir das Guttschmecke-Rezept besorgt hat... die hätte ich gern als Helferin!«

Gerhard verspricht, mit Christa darüber zu sprechen, und verabschiedet sich mit einem Friedenskuss auf ihre Wange.

So gefällt er ihr schon besser.

Er sieht toll aus, groß gewachsen, schlank und aufrecht – und zum zweiten Mal an diesem Tag denkt sie an Arnim. So weit sie zurückdenken kann, war der Bruder ihr Held auf dem Frühlingsball, ihr großer, schöner Bruder, Leutnant Arnim Schöne. Nach seinem Tod gab es 60 Jahre lang kein richtiges Fest mehr.

Dort an der Glastür stand er und grüßte zackig: »Melde mich nach Verwundung zum Genesungsurlaub.« Obwohl man ihm das Trauma nicht ansah, weinte Mutter und konnte sich nicht beruhigen. Der Iwan hatte seinen Kommandeurspanzer getroffen, »pünktlich wie der Nikolaus«.

Arnim hielt mit der Geste eines alten Mannes die Hand ans Ohr, als Johanna nach den anderen Männern im Panzer fragte. »Fröhliche Weihnacht!«, antwortete er ausweichend, und auf seiner Stimme lag Schnee. Er spielte laut und falsch Chopin, sprach an Vaters Stelle das Gebet zur Heiligen Nacht und er-

zählte beim Abendessen wie nebenbei von Gerda, der Zeichnerin aus Greiffenberg. Die »Nothochzeit«, wie Tante Hilde die Kriegstrauung nannte, erwähnte er allerdings mit keinem Wort; davon erfuhren sie erst nach seinem Tod, im März 45, als Gerda vor der Tür stand, in panischer Angst vor den anmarschierenden Russen, durchfroren und hungrig und einen plärrenden Säugling in einem Federkissen auf dem Arm haltend.

Johanna versucht, sich vorzustellen, wie der kleine Eugen heute aussieht. Mit seinen mittlerweile auch schon 60 Jahren ist er natürlich nicht mehr rosig und trägt keine spitzengesäumten Prinzenkleidchen wie damals. Die Feste und Feiern mit seinen Prominenten werden ihre Spuren in seiner Haut hinterlassen haben, Sonne gibt es da unten reichlich, und vielleicht trägt das Baby heute sogar einen Bart!

Ob er als junger Mann seinem Vater ähnlich gesehen hat? Schade, dass er, obwohl sie ihn mehrfach darum gebeten hat, nie ein Foto schicken wollte. Er mag keine Kameras, was ja verständlich ist bei jemandem, der häufiger als ihm lieb ist, im Rampenlicht steht, aber doch unpraktisch, angesichts der Entfernung.

Friedrich wird Augen machen. Ihrem Genossen Ehemann konnte sie all die Jahre nichts von seiner Westverwandtschaft erzählen. Der durfte ja sogar seine Kunden im »nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet« erst anrufen, nachdem er einen Antrag in 12-facher Ausfertigung vom Außenhandelsminister genehmigt bekommen hatte.

Einmal, Anfang der Achtziger, als die Einladung zur Hochzeit kam, hat sie einen vorsichtigen Versuch unternommen, Eugen zu besuchen, ohne große Hoffnung freilich: Die DDR unterhielt keine Botschaft in Südafrika, aber sie hat trotzdem einen Besuchsantrag gestellt. Der Mitarbeiter im Rat der Stadt erklärte umständlich, dass man sie in die BRD ausreisen und sich dort einen Westpass besorgen lassen könne, ja selbst eine finanzielle Grundausrüstung mit Devisen sei möglich, wenn, und dabei machte er diesen typisch neidisch-todernsten Gesichts-

ausdruck des Lakaian, wenn sie den ehrlichen Willen zur »Zusammenarbeit« zeige. Um ihre Rückkehr Sorge er sich wenig, sie liebe ja sicher ihre Kinder. Dieser Wink hat ihr genügt, um dem angeblichen Sachbearbeiter zu raten, einen anderen Spion hinzuschicken. So war's natürlich Essig mit der Reise.

Traurig war sie deshalb nicht. Sie konnte ja auch so, wann immer sie wollte, ein Stündchen Urlaub von ihrem Alltag nehmen und sich vorstellen, wie sie im kühlen, schattigen Salon des weißen, sonnenüberfluteten Schlosses gehobene Konversation pflegte. »Miller-DeGroens Bloemfontain Clinic for Aesthetic Plastic Surgery« – schon der Name auf Eugens Briefen tröstete sie, wenn zum Beispiel Friedrich den Hochzeitstag wegen seiner »Mühen der Ebene« vergessen hatte, wenn Christa weinte, weil sie nicht mehr Wimpelträgerin ihrer Pioniergruppe sein durfte, oder als Gerhard mit 17 unbedingt zur NVA wollte und sie gleich wusste, dass das nicht gut gehen konnte.

Friedrich ist nie misstrauisch geworden, obwohl sie rauf und runter »Pata! Pata!« von Miriam Makeba hörte, bis die Kroll ihr eine andere Platte aus dem Westen mitbrachte, und Aktuelle Kamera guckte, wenn über Südafrika berichtet wurde, über Apartheid und Tränengas und den ANC.

In Eugens Klinik in Bloemfontain wurden arme Schwarze genauso gut wie reiche Weiße behandelt, Patienten aus den höchsten Kreisen und mittellose Unfallopfer, sogar Winni Mandela ließ sich ein gefährliches Muttermal entfernen.

Eugen schrieb, dass er nicht selbst operiere, was verständlich war, seit die Klinik ihm gehörte. In der Organisation lag das Erfolgsgeheimnis. Häufig wurden Gesellschaften gegeben, fanden wissenschaftliche Kongresse im Haus statt, und nie verließ einer der berühmten Musiker oder Literaten die Klinik nach absolvierter Behandlung, ohne seiner Dankbarkeit mit einem Konzert oder einer Lesung Ausdruck zu verleihen. Eugens Frau Diana war die Seele des Hauses, sie organisierte das Programm des abendlichen Salons, die Bälle zu jedem Monatsanfang und wachte über die Arbeit der Hausangestellten.



Reisen oder gemeinsame Unternehmungen mit seiner Frau erwähnte Eugen in seinen Briefen nicht, vielleicht arbeitete er zu viel oder war unglücklich, weil sie keine Kinder hatte, keine haben konnte, was auch immer der Grund war.

Dafür konnte sie nicht genug von ihrer Arbeit im Kindergarten schreiben, und er bewies ein unglaubliches Gedächtnis. Er fragte nach dem Schicksal von Jungen und Mädchen, die Jahre zuvor in irgendeinem Brief vorgekommen waren und an die Johanna selbst sich nur mit Mühe erinnern konnte. Er schickte Spielzeug und Süßigkeiten mit genauen Angaben, was für wen bestimmt war, der Sicherheit halber nach Darmstadt, wo Frau Krolls Schwester wohnte und den Inhalt in Pakete und Briefe nach Görlitz umpackte.

Oft waren Bücher in den Paketen versteckt, und so manche Romanfigur blieb in Johannas Phantasie vom Wohlgeruch einer Tüte gemahlene Kaffees umgeben, selbst wenn sie, wie Mrs. Wilcox in *Howards End*, eigentlich Tee trank.

Sie nahm in ihren Briefen an Eugen kein Blatt vor den Mund. So mancher Bericht über den Alltag in Görlitz hätte nicht in Friedrichs Hände fallen dürfen. O là là! Niemand sonst weiß so viel von ihren Geheimnissen wie Eugen.

Nach der Wende hätte sie nach Südafrika reisen können, hat es erwogen, andere haben das gemacht, aber plötzlich antwortete Eugen nicht mehr. Dreimal hat sie versucht, die unheimliche Stille zu brechen, zuletzt mit einer Notiz auf dem Umschlag, die sie mit Hilfe des Wörterbuchs übersetzt hatte: »To everybody, who read this: Please inform me about the destiny of Mr. Eugen Miller-DeGroen!« – »Miller-DeGroen«, weil Eugen den Namen seines Stiefvaters angenommen hatte.

Aber dann starb Frau Kroll, die Wende brachte viel Durcheinander und irgendwann hat sie nur noch flüchtig an Eugen gedacht, wie an den Prinzen in einem halb vergessenen Kindermärchen oder eine Phantasiegestalt aus einem Fiebertraum. Sie wusste ja nicht mal, ob er noch lebte. Bis vor drei Monaten.

Da kam ein Brief in der bekannten Handschrift. Sie hat ge-

weint, als sie ihn las: »Meine große Liebe ist gestorben. Ich leben in dem großen, leeren Schloss. Mein Diener sind in die fröhliche Stadt gezogen. Ich bin mein eigene Königin und lausche dem Klang von vergangene Feste.«

Die Vorstellung, wie Eugen das Brautkleid seiner verstorbenen Frau sehnsüchtig an die Brust drückt, gab ihr einen Stich ins Herz.

Morgen wird sie ihn wiedersehen! Nein, »wieder« kann man in seinem Fall beinah nicht sagen, ohne zu lügen.

Sie wird ihn bitten, ihr bei der Vorbereitung des Balls zu helfen. Beschäftigung ist das Beste in seiner Lage.

Sie holt sich einen Stuhl, weil ihr der Nacken steif wird, und puhlt weiter die Klebefitzel vom Fenster. Die Bilder steigen, während sie am Messing der Fenstergriffe rubbelt, wie Geister aus der Lampe.

Zugezogene Vorhänge, schummrige Zimmer, Bretter vor den Terrassentüren, die Luft im Salon riecht nach den Äpfeln, die in der Bibliothek lagern. Sie hört Tante Hildes Stimme aus der Küche, wo Gerda schluchzt und von der Flucht erzählt, bis ihr die Luft wegbleibt.

Mutter will nichts davon hören und hat sich oben in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen.

Deutlich sieht Johanna, wie Eugen auf dem Küchentisch liegt, gepudert und gewandelt wird, erinnert sich sogar an seinen kleinen, verschrumpelten Pillermann und hört das Geräusch, wie er gierig an der Brust saugt oder Bäuerchen macht oder lacht, wenn man seine Füßchen kitzelt.

Sie trägt ihn auf der Terrasse hin und her, und das kleine Gesicht staunt mit aufgerissenen Augen, wie ihr Mund sich bewegt: »Spannenlanger Hansel, nudeldicke Dirn...«

Wie alt ist sie damals gewesen? Vierzehn? Da war ein Baby natürlich aufregend.

Aber Gerda und Tante Hilde wollten weiter ins »Reichsinere« fliehen, die Mutter dagegen bestand darauf, die Firma nicht zu verlassen.

Über das Schicksal der Tante erhielt sie später eine Mitteilung vom Roten Kreuz: Sie war bei der Bombardierung Dresdens in einem Ruinenkeller ertrunken und lag in einem Massengrab auf dem Heidefriedhof. Von Gerda und Eugen fehlte zwanzig lange Jahre jede Nachricht, trotz aller Suchanfragen. Eines Wintertages 1966 kam ein schwarz geränderter Brief mit südafrikanischen Briefmarken, darin eine Trauerkarte von Eugen und ein ausführlicher Bericht: Eugens Mutter war von Görlitz aus über Kassel nach Bremen geflüchtet, wo sie einen britischen Offizier kennen lernte und ihm nach Südafrika folgte. Nun war sie gestorben, nicht einmal 40 Jahre alt. Eugen schrieb ein komisch verdrehtes Deutsch-Englisch, studierte in Capetown Medizin und hatte eine Verlobte namens Diana.

Puh, sie muss unterbrechen, ihr wird wie besoffen vom Dampf des Waschbenzins. Sie öffnet zwei Flügeltüren und arretiert sie gegen den Durchzug. Den Lappen hängt sie draußen zum Lüften über die Balustrade.

Sie schaut in den südlichen Himmel, wo die Wolken Wasserschleier schleppen und dramatisch zusammenstoßen, als wollten sie es ausnahmsweise schon im April gewittern lassen.

Der Wind trägt Regenduft herüber, sie mag diesen Geruch und atmet tief.

Jetzt freut sie sich doch: nicht nur auf den Ball, sondern auch auf Eugen, und nicht trotz, sondern vielleicht gerade wegen der vielen Mühe, die sie damit hat.

### *Friedrichs Herz randaliert und beißt in den Rippenkäfig*

Dem Leben es ist zu eng in seinem alten Körper. Er kann nicht atmen, reißt die Augen auf und schaut wie von oben auf die Straße: Gleißendes Licht schneidet durch den Dampf, gelbe und rote Glassplitter glitzern zwischen verbeulten Blechteilen, Leute rennen auf dem grauen Asphaltstreifen, der Transporter liegt umgestürzt im Straßengraben.

In seinem Kopf ist ein Krachen gefangen: Wieder und wieder rutscht die Ladung nach vorn, reißt den Transporter in den Graben, da kann er fluchen und schreien als kleiner Mensch am Lenkrad, nützt alles nichts, er rast auf den Motorradfahrer zu und begräbt ihn unter sich, der schwarze Helm schlägt mit einem trockenen Knall an die Motorhaube und verschwindet und dann kippt der große blaue Himmel in Zeitlupe zur Seite. Es wird ganz still, bis auf das eiernde Schleifen eines sich drehenden Rades.

Ein Mann, den er noch nie gesehen hat, hockt sich neben ihn und kramt in seinem grellroten Koffer. Er soll sich konzentrieren und sprechen. Irgendwas. Ganz egal. Nur sprechen.

Sein Name ist Friedrich Lopinske, geboren 1928 in Breslau als Sohn eines Lederhändlers en gros et en détail. 44 Jahre war er Direktor des VEB Plaste und Elaste Görlitz, außerdem Mitglied der SED, des DTSB, der DSF, der Gewerkschaft, in der Kampfgruppe, ehrenamtlicher Fahrtrainer in der GST und Kreisvorsitzender der Gesellschaft für Deutsch-Polnische Freundschaft. Früher kannte ihn die ganze Stadt, jetzt liegt er auf einer goldenen Folie an der Landstraße von Görlitz nach Kunnersdorf, fünfhundert Meter hinter der Neiße.

Sie haben seinen Gurt zerschnitten, ihn durch die zerschlagene Frontscheibe aus dem Sitz gezerrt und die Böschung hinaufgetragen. Vielleicht stirbt er hier, doch noch geholt von dem Tod, der ihn vor sechzig Jahren nicht haben wollte. Das Atmen schmerzt in seiner Lunge wie von der eiskalten Luft der Uferstellung, damals, als er ganz nahebei in einer Kuhle im frischen Schnee lag, die Hände weiß und fühllos vor Kälte; er musste den Sicherungsstift der Panzerfaust mit dem Knöchel eindrücken. Von vorn kamen keine Flüchtlinge mehr. Im Dunst jenseits des Flusses rollten unsichtbare russische Panzer, seit Stunden schon, hinter ihm am Waldrand stand eine 8,8-cm-Flak, rechts war irgendwo der Kompaniegefechtsstand. Die Melder liefen an den Panzersperren geduckt hin und her, der Schnee glitzerte wie winzige Diamanten, es war scheißkalt und

er am Einschlafen, als plötzlich und ohne warnendes Pfeifen die Hölle über ihn hereinbrach. Die Erde bebte und spritzte von Einschlägen, und die Luft stank nach Schwefel und Benzin. Er hielt vergeblich nach einem Ziel Ausschau, überall nur Schreien und Schüsse – bis der Donner einer nahen Explosion auf seine Ohren schlug und mit einem Mal Totenstille herrschte.

Wie in einem Stummfilm sah er einen, der wollte wegrennen und merkte nicht, dass keine Füße mehr dran waren. Er bewegte fassungslos den Beinstumpf und riss den Mund auf wie jemand, der sich nicht halten kann vor Lachen. Gustav Zülch hieß der.

Man merkt es ja zuerst nur an der klebrigen, warmen Nässe, wenn man verletzt ist, der Schmerz kommt später.

Friedrich hat ihm die zwei Panzergranaten abgenommen und ist zurück im Zickzack. Ein russischer Panzer fuhr lautlos hinter ihm her, kam näher, sprühte mit seinem Flammenwerfer brennendes Öl in die Stellungen, dem Zülch konnte keiner mehr helfen.

Das Herz pocht wie ein Hammerwerk in seinen Ohren, zwischen den Schlägen hört er das Hupen der Autos, die sich auf der Landstraße stauen. Er würde gern mit jemandem sprechen, den er kennt. Hoffentlich macht er sich nicht ein vor Angst.

Als der Transporter kippte, klang der Aufschlag dumpf wie auf Fleisch oder vielleicht auf nassem Gras. Obwohl es nach Benzin roch und alles in die Luft fliegen konnte – denn niemand löscht Dioktylphthalat, wenn das einmal brennt –, war er auf seinem Fahrersitz sitzen geblieben und hatte sich nicht gerührt, weil er dachte, dass der Motorradfahrer unter dem Fahrzeug liegt.

Wie hieß der Junge, den sie wegen seiner abstehenden Ohren Löffel genannt haben, über dem die Klostermauer eingestürzt war, der die Augen gerollt hat, dessen Mund wie ein Karpfen auf- und zuklappte, weil er nicht atmen konnte wegen der verdammten Steine auf seiner Brust, und dessen Maschinenpis-

tole in der verkrampften Hand wie ein böser Kobold blitzte bis das Magazin leer war? Mit Spitzhacken hätten sie ihn vielleicht herausholen können, aber dafür blieb keine Zeit, die Russen schossen sich mit Granatwerfern ein, Sprung zurück, am Sammelplatz waren nur noch drei vom Zug übrig, er selbst, Ernst Thiele und Walter Meinig.

Am Himmel dröhnt eine gusseiserne Gewitterwolke und drückt schwer auf Friedrichs Brust, die Artillerie donnert und grollt, von allen Seiten kriecht kalte Angst heran. Die russischen Panzer überrollen das Schützenloch und verschütten den Infanteristen mit einer halben Drehung, Hitlerjunge oder Landser. Man muss atmen, solange noch Luft ist, auch wenn es schmerzt.

### *Cornelia steht hier nicht für kleine Fische*

Sie predigt wie eine Heilige in der Wüste, doch der junge Blödmann hebt die Hände und entfernt sich schnell, als habe sie etwas Unzüchtiges gesagt. Wenn sie schon diese Slipper an seinen weiß besockten Füßchen sieht!

Da kommt der Nächste, wieder ein Mann, etwas älter, den nimmt sie mit der lockeren Methode und lächelt.

»Guten Tag. Ich bin vom Görlitzer Kulturverein. Wir wollen, dass Görlitz Kulturhauptstadt Europas wird, und werben für Unterstützung...«, aber der Herr im Mantel verlangsamt nur kurz seine Schritte und scheint überrascht, dass ihm nichts weiter aufgedrängt wird als eine bunte Infobroschüre.

Sie schaut ihm nach: Im Laufen liest er den Titel und wirft an der Ecke Demianiplatz, wo sie gestern Abend einen halben Karton eingesammelt hat, die teure Botschaft in den Papierkorb.

Warum macht sie sich dermaßen zum Ei? Was war doch gleich wichtig genug, um sich verachten zu lassen?

An Tagen wie diesem muss sie in ihrem Gedächtnis lange

kramen und ihren Traum herauspuhlen wie eine Perle aus dem Trog.

Sie steht hier nicht für kleine Fische! Die EU-Erweiterung hat jede Menge Fernsehteams in ihren Teich gelockt, und deshalb hat sie ihre Kartons voller Broschüren in Form einer Reuse aufgestellt, mit der Mauer der Frauenkirche im Rücken, in Sichtweite des Köders, den bisher noch kein Fernsehteam verschmäht hat, des einzig erhaltenen Jugendstil-Warenhauses in Deutschland: Pracht und funkelnde Kronleuchter, edelhölzerne Paneele, und dann – shocking! – Sonderangebote, Schnäppchenjäger, Plastiktüten. Viel Osten mit wenig Worten.

Ein Fernsehbericht ist ihre große Hoffnung: Wenn die Welt, oder wenigstens erst mal Görlitz, über Cornelia Schöne-Kaminskis Engagement spricht, wird die Foltmann sich gegen ihre Bewerbung nicht mehr taub stellen können.

Zwei Ehepaare in gramgrünen und trauergrauen Dreivierteljacken tippeln mit kleinen Schritten vorbei. Normalerweise übersieht Cornelia die Dreiviertellangen, weil sie die Erfahrung gemacht hat, dass auch stundenlanges Zündeln ihr Feuer nicht mehr entfacht, aber heute kann jeden Moment eine Kamera auftauchen, und da steht sie doch lieber nicht ignorant am Wegesrand.

Das Lächeln nicht vergessen!

»Guten Tag, darf ich einen Moment...«

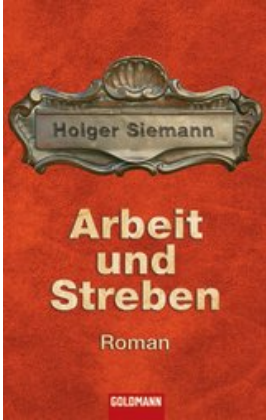
»Nee!« entgegnet der Mann, aber seine Frau scheint aufgeschlossener.

»Nu warte doch mal. Was gibts'n dahier?« Sie nimmt eine Broschüre und blättert. »Kulturhauptstadt. Guck ma, Ernst.«

»Das wird doch sowieso nischt. Was die sich da ohm immer einbilden mit ihren großkotzigen Projekten. Was das kostet!«

Die Frau blickt starr in die Broschüre, als sei ihr der Mann peinlich.

Cornelia vergisst das Lächeln nicht: »Wir wollen ja nicht Paris oder Venedig werden, kein gleißendes oder glamouröses Spektakel, sondern eine Kulturhauptstadt in menschlichen Di-



Holger Siemann

**Arbeit und Streben**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46864-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2009

Alles wird gut – zumindest für die Familie Schöne im ostdeutschen Görlitz. Die zu DDR-Zeiten enteignete Villa ist wieder hergestellt, und für das Familienunternehmen Schöne-Plastik ist endlich Erfolg in Sicht. Drei Generationen Schönes, Vater Friedrich, Tochter Christa und Enkelin Cornelia, könnten sich eigentlich freuen, wären da nicht zu große Träume, die unentrinnbare Vergangenheit, manch tückischer Zufall oder gar selbst gestellte Hürden, die ihnen das Leben schwer machen. Und dann kündigt sich auch noch ein höchst irritierender Besuch aus Südafrika in der Schöne-Villa an.